

ASTRID LEHMANN

Und der Wind steht still

*Ein Schicksal zwischen
Schwarzwald und Bretagne*



GMEINER



ASTRID LEHMANN

*Und der
Wind
steht still*

ZWISCHEN MEER UND WALD Bretagne, Rosa-Granit-Küste.

Alice wird achtzig Jahre alt. Ihre Tochter plant ein rauschendes Fest, doch die eigenbrötlerische und miesepetrige Dame ist am liebsten allein. Denn Alice hütet ein dunkles Geheimnis, das sie seit ihrer Kindheit mit dem Schwarzwald verbindet. Bisher hat sie sich nur ihrer Hündin Marguerite anvertraut. Als ihre Albträume schlimmer werden und ihr Freund Henri sie zum Reden zwingt, gibt es kein Zurück mehr. Alice unternimmt eine Reise in ihre Vergangenheit – in der Hoffnung, dabei ein Stück weit sich selbst zu finden. Schwarzwald, 1942. Elsa hat Glück im Leben. Sie, die einfache Magd, lernt beim Tanz den älteren Soldaten Heinrich kennen. Beim nächsten Heimaturlaub läuten bereits die Hochzeitsglocken, und Elsa ist fest entschlossen, ihm eine gute Ehefrau zu sein. Doch ihre Beziehung steht von Anfang an unter keinem guten Stern. Als Heinrich an der Ostfront versprengt wird, begegnet Elsa dem französischen Soldaten Antoine. Die beiden verlieren sich in einer Amour Fou – doch eines Tages steht Heinrich wieder vor der Tür ...

© Hermann Schmider



Nach einer kurzen Kindheit in Frankreich und einer etwas längeren Jugend im Schwarzwald hat Astrid Lehmann auf drei Kontinenten in großen Metropolen gelebt und gearbeitet. Nach vielen Jahren in der Ferne ist die Autorin und Wildpflanzenpädagogin in den Schwarzwald zurückgekehrt, wo sie ihre ganz persönliche Heimat gefunden hat. Am liebsten ist sie zu Fuß unterwegs, um ganz in die kleinen Schönheiten am Wegesrand einzutauchen. In der Natur sprießen auch die Ideen für ihre Geschichten.

www.astridlehmann.de

ASTRID LEHMANN

*Und der
Wind
steht still*

*Ein Schicksal zwischen
Schwarzwald und Bretagne*

GMEINER



Personen und Handlung sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Bei Fragen zur Produktsicherheit gemäß der Verordnung über die allgemeine Produktsicherheit (GPSR) wenden Sie sich bitte an den Verlag.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2026 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 075 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Daniel Abt

Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Meybruck / iStock.com

ISBN 978-3-7349-3711-8

Diese Geschichte ist den französischen Besatzungs-
kindern gewidmet, insbesondere den »Staatskindern«:

Nach Frankreich verschickt, der Wurzeln beraubt,
viele von ihnen suchen bis heute ihre wahre Identität.

Und meiner *maman*, für sie die schönsten Worte:

je t'aime

»L'enracinement est peut-être le besoin le plus important et le plus méconnu de l'âme humaine.«

»Die Verwurzelung ist vielleicht das wichtigste und am meisten verkannte Bedürfnis der menschlichen Seele.«

Simone Weil,
französische Philosophin
(1909–1943)

PROLOG

Schwarzwald, April 1946

Dunkelblau wölbte sich der Himmel über ihnen und hörte ihrem Flüstern zu. Er war ihr Verbündeter in diesem Frühjahr. Wenn sie sich trafen, zeigte er sich meist von seiner schönen Seite, als würde er den Regen für die Zeit zwischen ihren Treffen sammeln. Sie lagen auf einer Wiese oberhalb der Weinberge und hielten sich an den Händen. Die Luft schmeckte nach Frühling und süßen Kirschen, nach Lebenshunger und Verlockung. Nach Sünde.

Antoine drehte sich auf den Bauch und schaute Elsa in die Augen. Warm wie Bernstein. Ein gelbes Braun mit grünen Einschlüssen. In ihrer Iris spiegelten kleine Lichtflecken die vorbeiziehenden Wolken. Er griff nach einem langen Grashalm und strich behutsam über ihre Stirn, ihre Wangen, ihre Lippen. Elsa lächelte versonnen. In diesem Augenblick fühlte sie, was Glück war. Ein Atemzug, zu flüchtig, um nach ihm zu greifen, ihn für immer zu halten. Nur der Moment zählte, es gab nichts anderes.

»Antoine, das kitzelt!«

»Perfekt, ich liebe es, wenn du lächelst.« Ihm wurde warm ums Herz. Aus einem Impuls heraus nahm er ihre Hand und wickelte den Grashalm um ihren Zeigefinger.

»Elsa, würdest du mich heiraten?«

Ihr Lächeln erlosch und sie schreckte hoch. »Antoine, was sagst du da? Das kann nicht dein Ernst sein!«

Antoine richtete sich ebenfalls auf. Mit seinen Armen umschlang er seine Knie und schaute in die Ferne. Elsa folgte seinem Blick. Hinter den sanften Wellen der Weinberge öffnete sich das flache Rheintal wie in einem Gemälde. Die Strahlen der tief liegenden Sonne hüllten die Landschaft in ein zärtliches Licht.

»Doch, ist es.« Er drehte den Kopf zu ihr. Seine für gewöhnlich fröhlichen Augen waren ernst. »Elsa, es fühlt sich gut an zwischen uns.« Sie blieb stumm, und er sprach weiter: »Der Krieg hat uns so viel genommen, einen geliebten Menschen, unsere Jugend, unsere Kraft, kostbare Zeit. Wir sollten endlich an uns denken, an unser Glück. Lass uns nach den Geschenken des Lebens greifen.« Er klang trotzig wie ein kleines Kind.

In einer Schlehenhecke kokettierten zwei Blaumeisen. Flatternd parlierten sie über die Partnersuche.

Elsas Herz sagte *Ja*, und noch mal *Ja*. Ihr Verstand siegte. »Wir kennen uns kaum, höchstens ein paar Monate.«

»Ich bin mir meiner Gefühle sicher. Ich hoffe, du auch?« Seine Stimme wurde weich.

Eine Kohlmeise drängte sich mit lautem Geschnatter in die Hecke und versuchte, die Blaumeisen zu vertreiben. Sie plusterte sich auf und meckerte aufgeregt in ihr Getändel. Sollten sich die gefiederten Störenfriede für ihre Balz eine andere Ecke suchen. Hier war ihr Revier.

»Ich kann kein Französisch.«

»Du wirst es lernen.«

»Was ist mit deiner Familie? Was werden sie sagen, wenn du eine Deutsche zur Frau nimmst?«

»Ich bin glücklich mit dir, das allein zählt. Sie werden sich freuen, bestimmt.«

»Antoine, du vergisst eine wichtige Sache: Ich bin bereits verheiratet.«

Wütend riss er ein Büschel Grashalme von der Wiese und warf es vor sich. Ein plötzlicher Windhauch und das Gras landete auf seiner Kleidung.

KAPITEL 1

Rosa Granitküste, Bretagne, Heute

Alice

Sie hört ein lautes *klonk*. Heute sind sie früh dran. Alice schmunzelt und schließt die Augen. Von ihrer Terrasse aus kann sie die Spieler nicht sehen. Eine Mauer aus gehauenen Granitsteinen versperrt die Sicht. Wieder ertönt das Geräusch einer Metallkugel, die auf festen Sand prallt.

»*Oh là là*, Arthur, du gehst hart zur Sache.«

Das muss Henri sein, der soeben gerufen hat. Der gutmütige Henri mit einem Rauschebart wie der Weihnachtsmann, unter dem sich stets ein Lächeln versteckt. Weißgelb ist seine Haarpracht unter der Nase. Das Alter und die vielen filterlosen *Gauloises* haben ihre Spuren hinterlassen. Seit er einen rasselnden Husten entwickelt hat, darf er nicht mehr rauchen. Anordnung seiner Frau. Seitdem hängt seine treue Gefährtin erloschen im Mundwinkel, irgendwo verdeckt im Dickicht seines Barts. Das wenigstens darf er. Vor seiner Rente war Henri Besitzer der Bar *L'Espérance*, die *Hoffnung*. Der

Dreh- und Angelpunkt des kleinen Hafens, der gleichzeitig Tabak-, Zeitschriften- und Lebensmittelladen in einem war. Nun ist die *Hoffnung* verwaist. Niemand hat sich gefunden, der die Bar dauerhaft übernehmen möchte. Die Jungen sind weggezogen, zu lukrativeren Häfen, in belebtere Städte, hübschere Ortschaften, zu spendableren Menschen. Seitdem schlägt das Leben in ihrem Fischerdorf einen Takt langsamer. Zweimal die Woche kommt Joséphine mit ihrem klapprigen weißen Lieferwagen. Die Reifen quietschen, das schaukelnde Gefährt kommt zum Stehen, sie klappt die Seitenwand auf, preist lauthals Brot- und Wurstwaren an und bringt frischen Tratsch aus der Kleinstadt mit. Solange Henri hinter der Theke der *Hoffnung* stand, versorgte er die Bewohner mit den neuesten Gerüchten. Das Zeitunglesen war überflüssig, denn Henri überflog die wichtigsten Schlagzeilen, bevor er die Ausgaben in den Rollständer einsortierte. Eine Schlägerei auf dem Tanzball in Plougrescant, eine Schokoladenausstellung mit Gratisverkostung in Paimpol, ein Garagen-Flohmarkt in Trégastel, ein entlaufener Kater auf drei Pfoten in Lannion, eine verwirrte Alte in Nachthemd und Pantoffeln in Tréguier, die ihren Liebhaber suchte, der vor Jahrzehnten gestorben war. Henri war im Bilde und hatte zu allem eine Meinung. Er war Lokalanalyst, Weltverbesserer und Seelsorger. Seelsorger ist er bis heute geblieben.

Seit seiner Pensionierung spielt er jeden Nachmittag mit seiner eingefleischten Bande Pétanque auf dem Sandstreifen am Hafen. Mit von der Partie sind Arthur, der ehemalige Gendarm, der alles sehr ernst nimmt –

auch das Pétanquespielen –, und Michel, der Steuerexperte, der gern schummelt. Lediglich bei Sturmflut oder Starkregen bleiben sie zu Hause bei ihren Ehefrauen. Auf Befehl aller drei Gemahlinnen. Basta!

Klonk, klonk und der erboste Aufschrei von Michel:
»Du hast mehr Glück als Verstand, Henri!«

Michel ist ein Unikat. Früher war er bei der Finanzbehörde. Keiner kennt sich so gut aus, wenn es darum geht, dem Staat weniger Steuern zu zahlen. Bereitwillig gibt Michel allen Dorfbewohnern Auskunft, auch ohne Aufforderung. Wenn er mit seinen Lieblingsthemen einmal anfängt, die sich von den Möglichkeiten der Umgehung der Wohnsteuer beim Zweitwohnsitz über die fast legalen Tricks zur Verringerung des zu versteuern- den Einkommens erstrecken, kann man ihn nicht mehr halten. Am besten man verfällt in ein Nickerchen. Das sagt zumindest Henri. Dabei lacht sein ganzes Weihnachtsmann-gesicht, die Augen blitzen, die Spitzen des gelben Schnauzers hüpfen und die erloschene Zigarette kommt zum Vorschein.

Klonk, klonk.

Alice kann das Spiel nicht verfolgen. Sie döst immer wieder kurzzeitig ein, obwohl die Stimmen laut zu ihr herüberwehen. Ein freundschaftlicher Streit ist ausgebrochen. Michel würde betrügen.

»Wie in der Finanzverwaltung. Ich hätte dich damals schon hinter dicken bretonischen Mauern einlochen sollen!« Arthur beharrt darauf, dass sie den Abstand ihrer Metallkugeln mit Odettes Maßband messen. Die Dreierbande hat Verstärkung bekommen. Odette ist

die Vierte im Bunde. Sie sitzt am Rand des Pétanque-Felds und stochert wild mit ihren Nadeln herum. Sie strickt mit einer solchen Energie, als würde sie mit jeder Masche ihre Lebensgeschichte erzählen. Kein Mensch weiß, für wen sie strickt, denn Odette lebt mutterseeleallein. Sie hat niemanden oder zumindest niemanden, der sich an sie erinnert und sie besucht. Angeblich gibt es eine Tochter, die in einem fernen Land auf einem anderen Kontinent wohnt. Die Dorfbewohner haben sie so lange nicht gesehen, dass sie daran zweifeln, dass es sie wirklich gibt. Jeden Nachmittag sitzt Odette auf ihrem weißen Plastikstuhl, der für sie reserviert ist. Das gibt ihr Halt. Niemand würde sich dort hinsetzen, denn die Dorfbewohner achten aufeinander. Odette fällt kaum auf. Sie ist eine schwächliche Frau, ein farbloses Mäuschen, grau in grau gekleidet, unscheinbar. Sie verschwindet hinter ihren Maschen. Einzig ihren Lebensschal strickt sie in bunten Farben, als wolle sie die Eintönigkeit ihres Daseins mit dem Werk ihrer Hände kompensieren. Ab und an hält sie inne und schaut durch die Spieler hindurch. Mit ihren Augen ist sie weit fort, mit ihren Gedanken sowieso. Auch sie hat eine Vergangenheit, unbestreitbar. Alice kann das beurteilen. Frauen, die den Boden berührt haben, erkennen sich gegenseitig.

»Ach, Arthur, du nervst!«

War das Michel? Alice ist sich nicht sicher. Warum sich die Männer immer streiten müssen, ist ihr ein Rätsel. Hat es mit dem Y-Chromosom zu tun, das seinen Besitzer befiehlt, den größten Fisch geangelt, die meis-

ten Muscheln gebuddelt und die beste Pétanque-Kugel geworfen zu haben? Spätestens beim Aperitif nach dem Spiel werden sie sich wieder vertragen. So ist es jeden Tag. In diesem Augenblick spürt Alice, wie gern sie die Viererbande hat. Sie haben sie in die Dorfgemeinschaft aufgenommen, sie, die Fremde, die nichts von sich preisgibt. Sie stellen keine Fragen und akzeptieren ihre Eigenarten. Dankbarkeit erfüllt sie. Ihre Lider werden schwerer und die Atmung tiefer.

Was hat sie geweckt? Im ersten Moment kann sie es nicht zuordnen. Benommen blinzelt sie. Die Sonne ist ein großes Stück weitergewandert und die Schatten sind länger. Ende September ist ihre windgeschützte Terrasse der schönste Ort auf der Welt. Nicht zu heiß, nicht zu kühl. Vom Ozean her weht eine frische, salzige Brise. Die schiefe Steinmauer, die ihr Häuschen umrundet, schützt sie vor zu starkem Luftzug.

Es muss eine Wespe gewesen sein. Erneut schwirrt das Insekt um ihren Kopf herum. Alice schließt die Augen und wartet, bis es sich einen anderen Landeplatz gesucht hat. Möglicherweise Marguerite. Die Hündin liegt schnarchend zu ihren Füßen. Ein Elefant wäre nötig, um die Riesenmischlingsdame zu wecken.

Alice hat nie verstanden, warum manche Menschen wild herumfuchteln und versuchen, Wespen zu vertreiben. Das macht die Biester eher angriffslustiger. Sie ist weg. Vielleicht ist sie zu ihren Freunden auf die Sandpiste geflogen, angelockt von den süßen Getränken?

Zeit für ihren rituellen Aperitif ist es bereits, das sieht Alice am Sonnenstand. Auch wenn sich die drei Männer beim Spielen zanken, bei den Getränken sind sie sich einig. Ein Cidre, herb wie die Menschen hier. Nur eine Flasche, auf Befehl von Arthurs Gemahlin. Ein Gendarm in Rente, der am Hafen eine Flasche nach der anderen köpft, das geht nicht. Das sieht Arthur ein, schließlich hat er einen Ruf zu wahren. Den Calvados, den er in seiner Anglertasche versteckt, zieht er nur heraus, wenn er denkt, niemand beobachtet ihn. Odette trinkt lieber einen Pfefferminzsirup, giftgrün und ekligsüß. Zwischen zwei Schlucken und fünf Maschen knabbert sie gesalzene Erdnüsse aus einer Schale, die Henri ihr hinstellt. Vermutlich sind es Restbestände aus seiner aktiven Zeit, und Alice fragt sich, ob sie noch genießbar sind. Wo die Nüsse in Odettes Körper hinwandern, fragt sie sich ohnehin, so dürr wie sie ist. Gelegentlich hilft Marguerite Odette bei ihrem Konsum. Auch die Vierbeinerin hat ihren Stammplatz. Sie quetscht sich mit sabbernden Lefzen unter den Bistrotisch und wartet geduldig auf die Flugobjekte. Früher schaffte sie es, die Erdnüsse in der Luft zu schnappen. In letzter Zeit sind ihre Bewegungen jedoch langsamer geworden. Marguerite hat verstanden, dass niemand Henris alte Nüsse vom Boden auflesen würde. Zu gefährlich.

Heute ist ein guter Tag. Die Albträume haben sie letzte Nacht in Ruhe gelassen und auf ihrer Terrasse ist sie mehrmals eingenickt. Sie beschließt, dass sie ein wenig Geselligkeit ertragen kann. Gestützt auf die

Holzlehnen, erhebt sie sich von ihrem Liegestuhl. Das Möbelstück knarzt mit ihren Gelenken um die Wette. Sie haben beide schon viele Jahre auf dem Buckel. Er ist ein Flohmarktfund, und in gewisser Weise ähneln sie sich. Sie liebt es, sich mit solchen alten Dingen zu umgeben, Gegenstände, die eine Geschichte von Entwurzelung erzählen.

Aus ihrem Tiefschlaf heraus hebt Marguerite in Sekundenschnelle den Kopf und schaut Alice voller Begierde an. Unglaublich, wie hungrig Hunde dreinblicken können.

»Ja, Marguerite. Heute gibt es Aperitif, auch für dich.«

Die Hündin schleckt mit ihrer langen Zunge über ihre Schnauze. Vor Vorfreude beginnen die Sabberfäden zu tropfen. Trotz ihres fortgeschrittenen Hundalters springt Marguerite behände auf ihre vier Pfoten und wedelt mit ihrem Stummelschwanz.

Alice schmunzelt, tätschelt den Kopf ihrer Freundin und nimmt ihren Gehstock zur Hand.

Sobald sie das rote Gartentürchen öffnet, ertönt Arthurs laute Gendarmenstimme: »*Hé*, Alice. Schön, dass du zu uns kommst. Stell dir vor, Michel hat behauptet, dass seine Kugel näher am *Cochonnet* liegt. Dabei hätte ein Blinder erkannt, dass das nicht stimmt. Zum Glück hat unsere Odette ihr Maßband dabei.«

Wärme durchströmt sie. Sie gehört dazu, trotz ihrer Kanten.

Henri, ein Mann, gebaut wie ein Calvados-Fass, ohne Hals und Hüften, ist gerade dabei, Odettes Wolle aufzuwickeln. Auch das tut er. Bis sich die Fäden in seinen

Wurstfingern verknoten, Odette die Geduld verliert und das Knäuel wieder selbst in die Hand nimmt. Regelmäßig trennt sie ihre Kunstwerke auf. Sobald alles aufgewickelt ist, fängt sie von Neuem an. Maschen anschlagen, Reihe für Reihe hocharbeiten, eine bunte Lebensgeschichte erzählen und die Wolle wieder von der Nadel nehmen.

Alice schaut ihrem Treiben eine Weile zu, hört unbeeiligt Arthurs und Michels spöttische Woll-Bemerkungen und fühlt innen wieder dieses wohlige Gefühl von Gemeinschaft. Dann richtet sie ihren Blick auf den Ozean vor ihr. Die Flut kündigt sich geräuschvoll an.

»Wart ihr heute Morgen draußen?« Die Vormittage der Männer sind ebenfalls eng getaktet. Bei Ebbe treffen sie sich mit Eimern und Rechen und buddeln nach Weichtieren, bei Flut an der Kaimauer zum Angeln.

»Natürlich. Wir haben kleine Strandschnecken und Wellhornschnecken ausgegraben. Umgerechnet ist das ein Erlös von acht Euro zweiundsiebzig.« Finanzbeamten-Michel grinst zufrieden und nimmt einen Schluck Cidre. Der Tag hat sich in seinen Augen gelohnt.

»Marguerite, wir brechen auf.« Sofort sieht sie den Vorwurf in dem Tränensackblick ihrer Hündin. In Odettes Schale liegen noch Erdnüsse, das kann Marguerite riechen.

»Du willst uns schon verlassen, Alice?« Henris wohlklingender Rassel-Bariton kann sie nicht umstimmen.

»Ich muss noch einiges erledigen. *Salut*.« Sie dreht sich um und hebt den Gehstock zum Gruß. Auf die Abschiedsküsserei verzichtet sie gern.

Ohne Eile tritt sie zu ihrem Häuschen, den unebenen Sandweg stets im Auge. Sie hebt den Blick und schaut auf das alte Gemäuer. *Ty bihan*, bretonisch für *kleines Haus*, steht über dem Türbalken auf einer eingelassenen roten Fliese. Das ist keine Untertreibung.

»Da willst du wohnen? Es ist winzig, krumm und dunkel.« Ihre Tochter Nathalie konnte ihr Entsetzen nicht verbergen, als Alice stolz ihren Kauf präsentierte.

Sie hatte mit den Schultern gezuckt und gleichzeitig Nathalie in Gedanken recht gegeben. Ihr neues Zuhause hatte etwas Gedrungenes. Ein Fenster im Erdgeschoss, eins obendrüber, ein schweres Dach aus Schieferschindeln.

»Es ist perfekt.«

Kein Jahrhundertsturm, keine Sintflut, kein Weltuntergang könnte es wegreißen. Vielleicht hatte sie deshalb dem Immobilienmakler die horrende Summe gezahlt, die der Verkäufer forderte. Sie hat es nicht bereut. Es ist das erste Mal in ihrem Leben, dass sie sich zu Hause fühlt, geborgen innerhalb von Gemäuern. Sie hat dreiundzwanzig Umzüge in ihrem Leben gezählt. Bestimmt waren es mehr, denn sie hat ein Vorleben. Daran kann sie sich nicht erinnern.

Zu Hause angekommen, schaut sie auf ihre Erledigungsliste, die zuverlässig auf dem Küchentisch liegt. Alle Einträge waren durchgestrichen. Sie nimmt einen Kochtopf zur Hand, schält Kartoffeln und putzt Lauch und Karotten. Anschließend schneidet sie das Gemüse

klein und setzt eine Suppe auf. Erneut blickt sie auf ihre Liste. Suppe kochen hat sie gar nicht aufgeführt. Sie nimmt den Stift zur Hand, schreibt *Suppe kochen* auf den Block und streicht das Eingetragene sofort durch. Die Arbeit ist schließlich erledigt. Ja, sie hat ihre Eigenarten. Die darf sie niemandem verraten, nicht mal Marguerite. Doch ihre täglichen Listen geben ihr Sicherheit, das Gefühl, alles im Griff zu haben. Nichts verrutscht, der Tag nicht, ihre Aufgaben nicht, ihr Leben nicht. In dem Moment kommt der Anruf.

KAPITEL 2

Schwarzwald, Herbst 1942

Elsa

Er versprach ihr wenig und bot dennoch viel. Auf jeden Fall genug, um zuzustimmen.

Heinrich war in die Küche gestolpert, wo sie daran war, das Vesper zu richten. Die Bauersleute würden jederzeit nach Hause kommen. Verwundert schaute sie ihn an. Dann richtete sie ihren Blick auf den Speck, der vor ihr auf dem Tisch lag.

Sein Antrag überraschte sie, hatten sie sich doch erst vor drei Tagen kennengelernt. Bei einem Tanz in Ebringen, zu dem sie gar nicht hatte gehen wollen. Käthi, die andere Magd auf dem Hof, hatte sie überredet. Junge hübsche Soldaten in Uniform würden kommen. Sie könnten sich ruhig ein wenig Spaß erlauben, der Bauer hätte nichts dagegen. Widerwillig hatte sie zugestimmt. Auf dem Hinweg wurde ihr bewusst, dass sie mitgekommen war, um auf Käthi aufzupassen. Die junge Magd war zu leichtsinnig.

In der Gaststube war er ihr erst gar nicht aufge-

fallen. Zu viele Menschen verströmten einen Dunst aus Rauch und Schweiß. Elsa hatte sich in die hintere Ecke gestellt und dem Treiben unwillig zugeschaut, die Arme vor der Brust verschränkt. Sollte Käthi einige Runden drehen, anschließend würden sie wieder aufbrechen.

»Schau mal den Mann da hinten an. Der verschlingt dich mit Blicken.« Zwischen zwei Tänzen kam Käthi zu ihr, in den Händen hielt sie zwei Bierkrüge.

»Ach was ...«

»Wenn du mich fragst ... Er schaut zu ernst und ist viel zu alt für uns!« Ein kurzes helles Kichern, bevor sie Elsa beide Getränke in die Hand drückte und mit schwingenden Röcken einem Soldaten auf das Tanzparkett folgte.

Vorsichtig betrachtete Elsa den Mann. Er stand zurückgezogen in der anderen Ecke und rauchte, während um ihn herum andere Männer lachten und Paare poussierten. Nehmen, was geht, morgen könnte es vorbei sein. Fürs Genieren war im Krieg keine Zeit. Elsa wandte den Blick den Tanzenden zu. Warum war sie überhaupt gekommen? Sie ärgerte sich – am meisten über sich selbst. Am liebsten wäre sie sofort nach Hause gelaufen, doch Käthi amüsierte sich prächtig. Ihr helles Lachen übertönte gelegentlich die Musik. In dem Moment torkelte ein betrunkenener Soldat auf Elsa zu. Er griff nach ihrer Hand und zog sie unsanft aufs Parkett. Sie versuchte, sich zu wehren. Als sie seinen Griff abschütteln wollte, verstärkte er den Druck und krallte seine Finger in ihr Handgelenk.

»Bei der hast du keine Chance. Die ziert sich wie eine Wildkatze!« Dröhnend lachte ein anderer Soldat, der mit hochrotem Kopf die Szene beobachtete.

Da stand Heinrich unversehens neben ihr. Mit zusammengekniffenen Augen forderte er den Betrunkenen auf, Elsa in Ruhe zu lassen. Selbstsicher war er, das imponierte ihr. Der Soldat schien ebenso beeindruckt, obwohl er fast einen Kopf größer war als ihr Retter. Elsa dankte ihm, er nahm ihre Hand und führte sie auf die Tanzfläche, selbstbewusst, zielstrebig. Es fühlte sich gut an.

»Darf ich bitten?«

Es waren nur drei Tänze. Jedoch genug, um den Lauf ihres Lebens in eine andere Richtung zu wirbeln. Als die Musik aussetzte, verabschiedete sie sich von ihm und riss Käthi aus den Händen eines Verehrers. Ihre Gefährtin war nicht begeistert gewesen, doch war sie Elsa schließlich durch das Gasthaus hinaus in die Herbstnacht gefolgt. Wenn sie stramm marschieren würden, wären sie in einer Dreiviertelstunde auf dem Hof. Käthis Schwärmereien hatte sie nur mit einem Ohr zugehört, sie war mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt gewesen. Als sie angekommen waren, hatte sie ihren Tanzpartner bereits vergessen.

Nun stand Heinrich vor ihr und wartete auf eine Antwort. Ein Leben in Sicherheit, ohne Schufterei, ohne krummen Rücken und raue Hände. Ein eigenes Zuhause, mitten im Dorf mit Strom und Wasser. Ein echtes Klosett. Sie musste nicht lange überlegen, egal wie seine Bedingungen lauteten. Schließlich wurde sie doch misstrauisch. »Was erwartest du?«

»Meine Frau ist im Kindsbett gestorben, die Kleine braucht eine Mutter.«

Sie nickte. Beim Tanz hatte er ihr wenig erzählt. Sie hatte lediglich erfahren, dass er Zimmermann war und im elterlichen Haus wohnte. Er unten, seine Schwester oben. Die Eltern waren längst gestorben.

»Wenn ich aus dem Krieg zurück bin, erwarte ich einen Sohn. Danach möchte ich noch ein paar weitere Buben. Wegen der Zimmerei.« Sachlich brachte er seine Wünsche vor.

Vor drei Tagen war ihr gar nicht aufgefallen, wie unförmig sein Kopf war. Er glich einer Kartoffelknolle. Sofort schämte sie sich für den Gedanken. Aber der Vergleich ging nicht aus ihrem Kopf, seine kleinen tief liegenden Augen waren wie die schwarzen Augen einer Kartoffel. Sie würde lernen, ihn zu mögen, das reichte.

»Ich bin einverstanden.«

Das war mehr, als sie sich vom Leben erhoffte. Sie hätte einen Mann, den sie umsorgen konnte. Eine eigene Familie. Ein feines Kribbeln schlich in ihren Bauch.

Fühlte sich Glück so an? Sie glaubte nicht an Glück. Und auch nicht an Liebe. Man musste sich nur die Ehepaare um sich herum anschauen. Die Bauersleute, ihren Sohn und seine Frau. Elsas Mutter hatte an die Liebe geglaubt und war verlassen worden. *Dein Blick bringt dich ins Verderben, so wie mich. Ins Verderben, vergiss das niemals!* Die Worte ihrer Mutter hallten in ihr nach.

»Bei meinem nächsten Heimaturlaub heiraten wir. Dann ziehst du zu uns. Meine Schwester wird dir alles zeigen. Bis dahin kümmert sie sich um meine Tochter.«

»Wir müssen mit dem Bauer reden.« Elsa war als tüchtige Magd bekannt. Der Bauer wäre nicht begeistert und würde sie nur ungern gehen lassen.

»Wo ist er?«

»Draußen im Wald. Er kommt gleich zum Vesper. Wir können in der Stube warten.«

Heinrich folgte ihr in den warmen Raum, wo er auf der Ofenbank Platz nahm. Sie rückte einen Stuhl zurecht und setzte sich ihm gegenüber. Er starrte sie an. In seinem Blick lag etwas Unheimliches, Verborgenes. Nein, schalt sie sich. Er strahlte Stärke aus. In seiner Familie würde sie Halt und Geborgenheit finden. Ein Ehemann, eine Schwägerin, eine Stieftochter, das war sehr viel. Ihre eigene Familie war auf das Wenigste geschrumpft. Ein Jahr vor Kriegsausbruch war ihre Mutter an einem Frauenleiden gestorben. Es war so schnell gegangen, dass Elsa keine Zeit gehabt hatte, sich darauf vorzubereiten. Es gab sonst nur noch eine Tante im Schwäbischen. *Ich werde ihm eine gute Ehefrau sein.* Heinrich sollte mit ihr zufrieden sein.

Das Schweigen zwischen ihnen erfüllte minutenlang den Raum und dehnte sich ins Unendliche. Sie fühlte sich unwohl, blickte auf die gefalteten Hände in ihrem Schoß. Endlich kündigte das Rumpeln im Gang die Bauersleute an und erlöste sie von dem Unbehagen. Heinrich und Elsa standen auf.

Der Bauer trat in die Stube, von der Bäuerin war nichts zu sehen. Erstaunt musterte er den Fremden. Man sah ihm an, dass er versuchte, ihn einzuordnen.

Heinrich ergriff das Wort und erklärte in wenigen

Sätzen sein Anliegen. Seinen Antrag, Elsas Zusage, seine sofortige Rückkehr an die Front. »Ich bin in Russland. Der nächste Heimaturlaub kommt nicht so schnell. Wer weiß, vielleicht ist der Krieg vorher vorbei.«

Der Bauer wachte aus seiner Sprachlosigkeit auf: »Genau, wer weiß ...« Was er damit meinte, ließ er offen. »So lange bleibt Elsa auf jeden Fall auf dem Hof. Ich kann schlecht auf sie verzichten.« Als würden sie einen Ochsenhandel abschließen, tauschten die Männer noch einige Sätze und schlugen ein. Das Geschäft war beschlossen. Und Elsa frisch verlobt.

Heinrich drehte sich ein letztes Mal zu ihr um. »Ich bin kein Schreiber. Erwarte bitte keine Briefe.« Er nickte dem Bauern zu, drehte sich um und verließ die Stube.

Betretenes Schweigen blieb zurück.

Otto betrachtete Elsa. Hoffte er, in ihrem Gesicht eine Erklärung zu finden? »Elsa, ich wusste gar nicht, dass du einen Verlobten hast.«

»Ich habe Heinrich erst vor drei Tagen kennengelernt. Beim Tanz.«

Der Bauer rieb sich mit seiner Hand über die Stirn, als wolle er seine Bedenken wegwischen. »Kommt das nicht ein bisschen schnell?« Die Sorgenfalte unterhalb des Haaransatzes und die ruppige Antwort täuschten, seine blauen Augen schauten voller Güte. Elsa wusste, dass Otto eine Herzenswärme hatte, die man in der Brust der Bäuerin vergebens suchte. Wie würde sie reagieren?

Elsa erinnerte sich, dass vor einigen Jahren ein *Hirtebub* auf den Hof gekommen war. Mit abschätzigem Blick hatte die Bäuerin den achtjährigen Jungen gemus-

tert. Er war schwächling gewesen, hatte ausgesehen wie fünf.

»Den können wir nicht brauchen. Der soll wieder verschwinden.« Sie hatte gezischt wie eine Natter. An schlechten Tagen ging man ihr am besten aus dem Weg, und die meisten Tage waren schlecht.

Sofort hatte das Kinn des Jungen angefangen zu zittern. Tapfer hatte er seine Tränen zurückgehalten. »Bitte nicht. Der Vater schlägt mich tot.«

Mitleidig hatte Otto den Buben angeschaut. »Lass es uns probieren«, hatte er seine Frau angeherrscht. »Elsa soll sich um ihn kümmern.«

Der Junge hatte zunächst in ihrer Kammer geschlafen, bis er aufhörte, im Schlaf zu weinen.

»Ich meine nur, du kennst ihn nicht. Soll ich mich für dich erkundigen?«, bot der Bauer nun an.

»Wir werden uns aneinander gewöhnen und eine Familie gründen.« Für Elsa waren damit genug Worte gewechselt und die Sache war erledigt. »Das Vesper ist gerichtet. Ich rufe die anderen.«

Der Krieg hatte die vorgegebene Sitzordnung durchgerüttelt. Der Bauer saß an seinem Stammplatz, direkt am Eckbalken. Aus dem Herrgottswinkel über ihm schaute die Muttergottes voller Wohlwollen auf die Familie. Auf der Sitzbank entlang der Wand saß die Bäuerin auf dem Platz des Hoferben, neben ihr die Schwiegertochter, wo sonst der andere Sohn seinen Platz hatte. Gemeinsam mit dem Knecht waren die Söhne in die Wehrmacht eingezogen worden. Ihnen gegenüber saßen Elsa und Käthi.

Während die Mägde die Suppe und den Speck auftrugen, spürte Elsa die brennenden Blicke der Bäuerin. Ihre Herrin wusste Bescheid. Sobald alle saßen, faltete Otto die Hände und ratterte das Dankgebet herunter. Nach dem Amen griffen die Anwesenden nach ihren Löffeln.

»Wartet.« Otto verzog den linken Mundwinkel, seine Art zu lächeln. »Unsere Elsa wird uns bald verlassen. Sie hat sich heute verlobt. Ein Zimmermann hat um ihre Hand angehalten.«

»Was?«, schrie Käthi.

»Wie schön!« Die Schwiegertochter lächelte.

Die Bäuerin schwieg. Ihr Blick sagte: »Dass du blindes Huhn ein Korn findest, ein so dickes noch dazu! Wie hast du das bloß geschafft?« Zwei zusätzliche Falten bildeten sich oberhalb der Nasenwurzel und zogen sich bis in die Stirn.

»Ich gratuliere dir zur Verlobung, Elsa. Aber du hättest ruhig noch ein wenig warten können. Arbeit haben wir genug. Jetzt essen wir!« Demonstrativ nahm Otto sein Messer. Ein Zeichen dafür, dass alles gesagt worden war.

Am Abend saßen sie in der Stube zusammen. Während der Volksempfänger die neuesten Nachrichten krächzte, strickten die Frauen Socken. Verstohlene Blicke und unausgesprochene Fragen flogen durch den Raum. Um nicht getroffen zu werden, konzentrierte sich Elsa auf ihre Maschen. *Eine links, eine rechts, eine links, eine rechts.* Mit ihren Gedanken war sie weit fort.